

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 26

Sonntag, den 27. Juni

1915

Frau Sonne.

Erzählung von Elisa vom Rhein.

(Nachdruck verboten.)

Der Frühling war in die Berge eingelehrt. Frühling auch in die Herzen. Matenluft und Blumenduft auf allen Wegen. Und in den Lüften sang und klang jubelnd aus frischen Rehlen ein vielftimmiger Vogelchor. Frau Sonne zog mit ihrem goldigen Schein über Täler und Fluren dahin.

Lachende Sonne strahlte auch aus den Augen zweier junger Menschenkinder. Eingelagert auf grünem weichen Moos des Waldes, hielten sie süße Raft nach anstrengendem Marsch. Sie wollten noch mal wandern zu zweien in die herrliche Gotteswelt — in den schönen deutschen Wald — ehe sie Abschied nahmen von den Bergen — und Abschied — von dem wunderbaren Erdenfleck — für sie doppelt verklärt und verschönt — da sich hier ihre Herzen fanden zum innigsten Bunde für's Leben.

Ernst und Wehmut mischten sich bald in Theo Waldens frohe Laune und legte sich leise in sein treues Auge.

Zuversicht und lachende Lebensfreude in Mia Follers Mienen.

„Ich begreife dich nicht, Theo,“ klang es von den roten Lippen.

„Warum bist du nun so ernst gestimmt, wo wir nochmals denken wollen an der vergangenen schönen Tage und des Glücks, das uns hier aufging. Und wir gehen doch nur auseinander, um dann in einigen Monaten für immer vereinigt zu werden.“

„Mia, auch ich bin glücklich, daß wir uns im schönen Harz für immer gefunden. Wie werde ich meines Lebens seligste und schönste Zeit vergessen. Und doch mein Lieb.“

Doch schnell wehrt sie ihm — „Wie, Theo! — Dies nennst du deines Lebens seligste Zeit? Kommt nicht eine noch schönere, wenn wir im nächsten Jahr Seite an Seite durch's Leben wandern. Recht traumlich wollen wir unser Nestchen bauen, Frau Sonne sei in unserem Heim die Königin. Und Sonne wird sein in unseren Herzen, Sonne lachen in jedem Raum.“

So plauderte das fröhliche braunäugige Mägdlein und zauberte einen schönen Traum von Jugendglück und Zukunftsreichtum auch in das ernsten Mannes Seele. — — — — — Dem schönen Traum ward Erfüllung.

Frau Sonne selbst schien, als Mia am maifrischen Morgen mit ihrem Theo hintrat an den Altar, den Schwur fürs Leben zu wechseln.

„Du bist nun mein und ich bin dein.“ flüsternten die holden Lippen, als er sein Bräutchen in den Wagen hob. Von der geliebten Eltern Seite zog sie lachend in das Leben, ging's ja dem Glück entgegen.

Und was beide vor'm Jahr im schönen Harz erträumt, nun wurde es wahr.

Frau Sonne zog mit in das blumengeschmückte Heim. Rosen

schlangen sich um die schlanken Säulen des Erkers, Rosen blühten drinnen und draußen, und die Liebe regierte als holdste Königin. — — — — —

Da kam der Krieg. Auch für Theo Walden hieß es scheiden vom trauten Heim und seiner herzliebten Gattin. Mutig und voll Begeisterung zog er ins Feld für das Vaterland zu kämpfen und zu siegen — wenn auch sein Herz zuckte in bitterem Weh ob der Verlassenen.

Und daheim hoffte und hoffte ein junges vertrauendes Frauenherz auf baldige Wiederkehr. Er mußte kommen. Ein zartes liebes Wesen würde bald das Licht der Erde schauen — und weiche rosige Händchen werden sich dem Vater entgegenstrecken. In Frau Mia's Braunaugen war längst der sonnige Strahl erloschen. Des Lebens harte Faust hatte ihr den Ernst in Aug und Herz gemeißelt. Doch leise, ganz leise lebte immer noch in ihr die Hoffnung, daß die Sonne, die ihrem jungen Eheglück so herrlich auf-

ging — in ferner Friedenszeit noch schöner leuchten würde.

Dann kam ein düsterer trüber Morgen. Wie bange Ahnung legte es sich auf jedes Gemüt. Und es kam die Kunde, daß Herr Theo Walden als mutiger Offizier den anderen voranging in Not und Gefahr und daß er dort den Heldentod erlitten — betrauert und bewundert von allen seinen Kameraden.

Erstorben war alles Leben in den sonst so sonnendurchfluteten Räumen der kleinen Villa am Rhein.

Sterben wollte auch Frau Mia, da ihres Lebens Sonne unterging. Nicht trösten konnte sie sein ruhmreicher Tod; nicht der Eltern sorgende Liebe. Teilnahmslos ruhte sie meist in den Polstern ihres stillen Gemaches; so nichtig war ihr alles, auch die sie umgebende Pracht.

O Sonne, lachende Königin, wohin bist du entschwunden? Wirst du nie mehr dem jungen holden Kind erstrahlen? — —



1. Admiral Soukhon. 2. Kapitänleutnant Mücke.
Die „Emden“-Mannschaft in Konstantinopel.

„Soeben ist dem Hause ein neues Kostlein erblickt, ein kleines rosiges Wunder. Die junge Mutter begrüßte das Tochterlein mit Tränen, wird ja der Vater sein Kind nie im Leben schauen. Doch bald tritt ein lieblicher Glanz in Frau Mia's bleiche Züge. Es ist sein Kind — ein Teil von ihm, den sie so heiß geliebt. Sie will es halten, sie will es pflegen, als sein kostbares Vermächtnis.“

Und schon jetzt ahnt sie — daß dem trauernden Hause doch noch Liebe und Glück, in der kleinen Menschenblume erblühen wird.

Da schaut auch ein vorwitziger kleiner Schelm durch die Ritze am Fensterverhang; darf er sich wohl dem so vertrauten, lang gemiedenen Hause nahen? — Der kleine muntere Gesell zieht weiter ins Gemach und vergoldet mit seinem Glanz die duftige Wiege, des zur rechten Zeit vom Himmel gesandten Schwesterleins. Auch der jungen Mutter naht sich der Sonnenstrahl zägend. In den Augen Frau Mia's erblickt er frohes Leuchten. Nun ist er beruhigt, seine Königin darf wieder Einzug halten.

Glück und Freude führen wieder das Szepter im rosenumspönnenen Heim; zwar nicht das laute stürmende Glück vergangener Tage; es ist gedämpft in der Trauer um den Verlorenen. Doch eine milde Sonne strahlt ihr verklärendes Licht über die Behmut aus.

Die Sonne — die dort oben wohnt bei den Sternen — und die kommt und grüßt, von ihm — der nun auch da droben weilt, in seligen Gefilden — im ewigen Frieden.

Die Heirats- anzeige.

Erzählung

von G. Schiller.

(Nachdr. verb.)

Im traulichen Zimmer saßen sie zusammen, — zwei Freundinnen, die sich nach langer Trennung noch einmal wieder gefunden hatten. Das war ein Erzählen, Fragen und Antworten, — auf beiden Gesichtern lag das Rot der Freude über das unverhoffte Wiedersehen. Beide Frauen schienen noch in den zwanziger Jahren zu sein, hübsche, schlanke Gestalten, nur der Ausdruck der Gesichter war grundverschieden von einander. Eine heitere Ruhe, eine stille Zufriedenheit lag über Frau Elvira Sonjas Gesicht, ein stilles Leuchten blühte aus den hellbraunen, großen Augensternen, man sah es der jungen Hausfrau an; sie hatte ihr Lebensschifflein ruhig vor Anker liegen, im sichern Hafen, sie fürchtete nicht Sturm und Wetter.

Hede Richardts Antlitz zeigte an der Stirn schon einige scharfe Linien, die Augen hasteten unstät nach allen Richtungen, das ganze Wesen schien auch etwas zerfahren zu sein, — kein Wunder, — Hedwig Richardts trug noch nicht den Chering am Finger, — sie fühlte sich oft selbst als ein Spielball, der überall hingeworfen wird und keine bleibende Stätte hat.

Von Beruf aus Buchhalterin, hatte sie diesen vor nicht zu langer Zeit aufgegeben, um als Stütze der Hausfrau zu gehen, — sie wollte Abwechslung in ihrem Leben haben, nicht ewig hinter Büchern sitzen und stundenlang Zahlen addieren. Ach, auch in dem neuen Berufe würde sie es nicht ewig aushalten, — ihr, dem schwachen Mädchen fehlte der Mut, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen; — sie beneidete fast die junge Frau, der das Glück immer hold gewesen, während es sie stets stiefmütterlich behandelte. . . Anmutig und jung sah Elvira da, im Bewußtsein ihrer Frauenwürde, — was war sie? Bald rückte sie in die dreißig, — man würde sie zu den „alten Jungfern“ rechnen.

„Unsinn, liebe Hede,“ Frau Elvira tauchte gelassen ein Stückchen Zucker in ihren Kaffee, „alte Jungfern gibts überhaupt nicht mehr. Das allein stehende, meistens erwerbende Mädchen, genießt ebenso viel Ansehen und Würde wie die Frau als Gattin und Mutter. — Außerdem,“ fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, — ist es ja noch gar nicht gesagt, ob du zeitlebens allein bleiben wirst, du stehst

„Ich werde aber immer noch eine Jungfrau sein,“ sagte Hede geistesaus, „ich würde auch gern eine Mutter werden, — kleine, liebe Kinder pflegen und Herzen deute ich mir süß! . . . Ich möchte überhaupt meine ganzen Kräfte einsetzen, um einem zu dienen, den ich liebe, der mich brauchen kann, dem ich unentbehrlich wäre, — nur nicht immer fremder Leute Brot essen, an fremden Tischen sitzen, — man kommt sich so verlassen, so unnütz vor in dem großen Weltgetriebe.“

„Unnütz und unsicher,“ pflichtete Frau Sonja der Freundin bei, — „ich bleibe auf meinem alten Standpunkte: mögen die Frauen noch so viel von Freiheit, Entfaltung ihrer Talente, Wahrung ihrer Menschenrechte phantasieren, — das eine steht fest: sie tauschen gern jede äußere, glänzende Stellung, die sie oft schwer genug erkämpften, für die Liebe eines Mannes ein. Und manche, die in hochtönenden Worten vom Zerreißen der Sklaventketten predigt, wäre glücklich, ein Dach überm Haupte zu haben.“

„Ja, ein sicheres Dach, ein kleines Heim, das Gefühl des Geborgenseins, — danach geht mein Sehnen! Man muß wissen, für wen man lebt, für wen man schafft!“

„Ja, Hede, dann heirate nur, du bist für die Ehe wie geschaffen.“

Die andere seufzte komisch: „Lieber Gott, — wer mag mich wohl noch haben wollen. Ja, früher, als man jung war, die Eltern

noch lebten und für reich galten, — da streckten so viele die Finger nach mir aus, — und sie waren mir zu gering, — ich wollte ganz hoch hinauf, — jetzt, — lieber Gott, — jetzt nähme man mit jedem braven, einfachen Menschen fürlieb.“

„Weiß ich für dich wirklich keinen Mann?“

Frau Sonja ließ die ganze Reihe ihrer Bekannten Revue passieren — fand aber niemand, der sich als Ehemann für die Freundin eignen könnte: — „Wir müssen mal in der Abendzeitung die Heiratsanzeigen studieren, es sind schon viele Ehen auf solchem Wege zusammen gekommen und haben sich oft besser bewährt als manche Liebeshe.“

Hede ergriff den Plan mit Feuereifer.

„Das wäre ein Gedanke, in deines Mannes Zimmer liegt schon die neueste Nummer, und da er ja heute Abend durch Abwesenheit glänzt, können wir in Ruhe schreiben.“

„Hede,“ sagte sie, „ich habe im Voraus schon entschieden, — sollte alles vom Schicksal so bestimmt sein, — denn ich glaube nun einmal an die gütige Hand, die alle Wege ebnet und vorsieht.“

Bald studierten die Freundinnen den Heiratsmarkt, der auf der letzten Seite der Zeitung viel Angebot und Nachfrage enthielt.

„Diese eine hier könnte mir schließlich zusagen,“ Hede deutete auf eine kurz gefasste Annonce:

„Witwer, anfangs dreißiger; in sicherer Lebensstellung, mit kleinem Kind, möchte sich mit nicht zu junger, kinderliebender Dame verheiraten.“

„Hier ist wenigstens nicht gleich der Wunsch nach Vermögen ausgedrückt, der Mann scheint vor allem um das Kind besorgt zu sein,“ meinte Frau Sonja nachdenklich.

„Um, ist's eigentlich nicht schändlich, auf solche Weise einen Mann zu heiraten? Nur, wo die Liebe die Herzen bindet, soll man sich dem Manne hingeben.“

„Du hast noch immer recht romantische Ideen, und das Leben, mußt du doch wissen, ist oft so entsetzlich nüchtern.“

„Laß die andern handeln, wie sie wollen und richte du dich nach deinen eigenen Gefühlen. Vielleicht ist dir der schöne Unbekannte recht sympatisch sogar, vielleicht auch bricht die Liebe zwischen euch auf den ersten Augenblick hervor, — jedenfalls werden wir sogleich eine Offerte abgeben.“

Die energische Frau Sonja holte Schreibzeug herbei, drückte der leise widerstrebenden Hede den Federhalter in die Hand und diktierte ihr den Brief.



Hinter der Front.
Kaffee-Salon im Grünen.

„Ich wüßte einen Namen,“ sagte Hede.

„Felicitas von der Busche —“ neckisch legte sie den schlechten geschmückten Kopf zur Seite und sah die Freundin an, — „weißt du noch?“

„Felicitas —“ wiederholte die andere gedehnt — dann sich besinnend: „Ach ja, vor langen Jahren — zehn — elf Jahre mögens sein, — da nanntest du dich mal Felicitas.“

„Ja, vor dem Herrn, an dessen Rad ich mit dem Kleide hängen blieb und zu Falle kam.“

„Und der dich galant aufhob, um dir nachher einen Kuß anzubieten, —“ Frau Elvira zog in Gedanken an diesen dreisten Vorgang die Augenbrauen ernst zusammen.

„Es war ein hübscher, schneidiger Kerl, — Assessor von Belten nannte er sich.“

„Bah, — er sagte sicher einen falschen Namen,“ „Wie ich ihm ja auch meinen richtigen verschwie.“

Hedwig senkte den Kopf, der so rot geworden, — die Erinnerung an das kleine, harmlose Erlebnis führte sie zurück in die sonnige Jugend, spiegelte ihr das Bild des Einen vor, den sie allen andern Männern vorgezogen hätte, — wenn er sie nur um ihre Hand gebeten hätte. . . . Aber leider war es bei der einen, flüchtigen Begegnung geblieben.

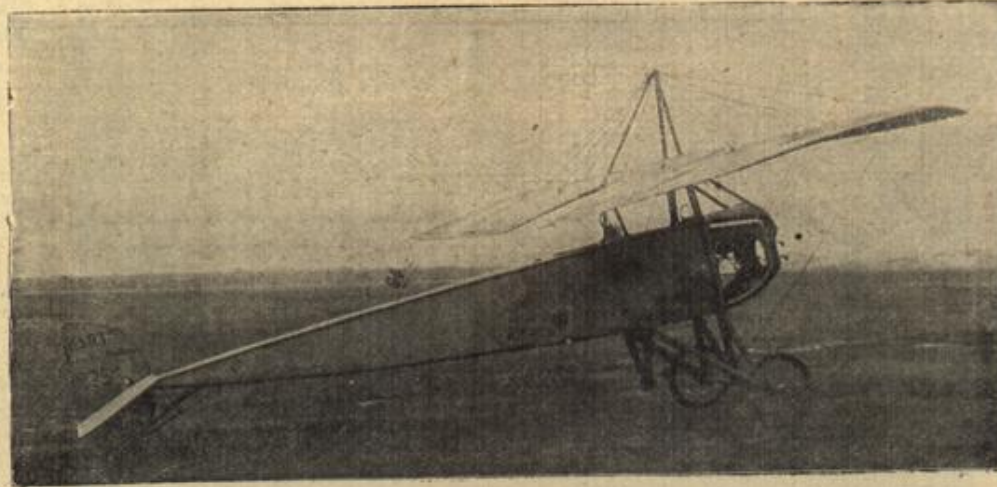
„Ich glaube gar, Hede, du denkst noch an den Unverschämten?“ fragte Elvira wirklich böse. . .

„Gott, was soll ichs leugnen, — gern hätte ich ihm ein Kußchen in Ehren gegeben, aber, freilich, du standest dabei und verdarbst das Spiel.“

„Gott sei Dank, liebe Hede, — ich habe dich vor diesem Menschen beschützt, der sicher ein Gauner war.“

„Nein, nein, der hatte doch sonst ein so einnehmendes Aeußeres, du denkst wirklich zu schlecht von den Menschen, — sicher ist er jetzt ein großes Tier geworden — Rechtsanwalt, Amtsrichter — Präsident, was weiß ich.“ Sie leufzte wieder, schrieb nun wirklich den Namen Felicitas von der Busche darunter und steckte alles in den bereitliegenden Umschlag.

„Vielleicht bringt auch mir der Name Glück,“ sagte sie leise und ging, der Freundin eine Aushand zuwerfend, leichtfüßig von dannen, um den Brief in den nächsten Postkasten zu stecken.



Englischer Aero-Doppeldecker.

Abgeschossen bei dem Angriff auf die Zeppelinwerft in Friedrichshafen.

Ungern, widerstrebend, nur dem eifrigen Zureden seiner Mutter folgend, hatte Friedrich Kestner sich entschlossen, die Heiratsanzeige einzurufen. Er wohnte in der großen Stadt B. . . und hatte dort ein gutgehendes Tapetengeschäft das er einstweilen von einem jungen Gehilfen versorgen ließ. Seit einem Jahr lag seine Frau unter der Erde, und das kleine, herzige Mädchen, das sie ihm hinterlassen, wanderte von einer fremden Hand in die andere. Nun hatte er Klein-Lotte zu seiner Mutter nach R. gebracht, aber der alten, tränklichen Frau wurde das Kind auch eine Last.

Sie stöhnte von früh bis spät: „Du mußt heiraten, lieber Friedel, nimm dir nur gleich eine Frau von hier mit, aufs Geld brauchst du nicht zu sehen, — lieber auf Herzensgüte und Tüchtigkeit.“

Und da kamen noch viele gute Freunde, die ihm gleichfalls zuredeten, wieder zu heiraten und, wenn nicht anders möglich eine heiratslustige junge Dame durch ein Zeitungsanzeige zu suchen.

Nun saß er am Tisch, in der Wohnstube, neben ihm die Mutter, die durch eine große Brille aufmerksam die eingelaufenen, zahlreichen Briefe durchlas. Meistens waren sie in den höflichsten Redensarten gehalten, durchtränkt von Lobpreisungen der eigenen, glänzenden Persönlichkeit, voll heiliger Versprechungen, Sonnenchein und Liebe dem trauernden Vatten, dem hilflosen Kinde

er sich! Da fiel sein Blick auf ein kurzes Schreiben, dessen seine Schrift vortellhaft abhach von den andern. Er las, — er sagte: „Felicitas von der Busche?“ Selbstam heimelte ihn der Name an. Er brauchte nicht lange in seinem Gedächtnis zu suchen, — das kleine Intermezzo an jenem warmen Sommertage vor vielen, vielen Jahren stand ihm deutlich vor Augen.

Felicitas! So hatte sich die kleine, süße Schelmin genannt, durch deren Unvorsichtigkeit damals sein Rad kaputt ging! Deutlich sah er sie vor sich, im Schmucke der Jugend, der holden Siebzehn, — wie sie verwirrt ihn anblickte, als er sie vom Boden aufhob, — wie sie erschrocken auf sein zerbrochenes Rad sah, und wie er, als Strafe für ihre Unvorsichtigkeit, ihr einen Kuß rauben wollte. Da aber trat wie eine Rachedgöttin, eine zweite Dame, die er zuvor kaum bemerkt, dazwischen, — allem Anschein nach herrschaftlich, und wohl auch vornehm. Er wollte seine Dreistigkeit gut machen, und, um den beiden, anscheinend sehr gebildeten Damen zu imponieren, stellte er sich mit großartiger Geberde vor: „Referendar Gottscheidt.“

Und die Größere sagte kurz: von Ellern, — die kleine Blonde schlug die Augen auf — und er sah noch heute den Schall darin blitzen — als sie zwischen den weißen Zähnen murmelte: Felicitas von — der Busche. . .

„Liebe, kleine Felicitas! Sprach er sinnend, wehmütig. Was mochte aus ihr geworden sein? Jedenfalls eine geachtete, vornehme Frau, eine gute Mutter artiger Kinder. . . oder nicht?“

Jedenfalls war es höchst seltsam, diesen Namen hier vorzufinden, — er nahm ihn als gutes Omen an. Oft genug hatte ihm ihr süßes Bild vorgeschwebt, er war sogar noch einige Male,

denselben Weg gefahren, hoffend, sie zu treffen. Da er sich aber damals nur vorübergehend hier aufgehalten, konnte er sie in der großen Stadt nicht wiederfinden. Allmählich verdrängten andere Bilder das kleine Erlebnis, nur manchmal, wenn er ein hübsches, junges Mädchen sah, bedauerte er — um den Kuß gekommen zu sein, den er doch damals als Buße redlich verdient hatte. . .

„Was sinnst du, mein Sohn?“ Die alte Frau schob die Brille hinauf und sah ihn erwartungsvoll an: „Hast du etwas Passendes schon gefunden?“

„Passendes noch nicht, — nur etwas von guter Bedeutung, Mutter. Gib mir hübsch acht auf Lotti, ich werde inzwischen eine Offerte beantworten.“

Freundlich nickend verließ er das Gemach und während er schrieb, schien's ihm, als halte er schon ein neues, sicheres Glück in Händen. . .

Wenige Tage später standen sich die beiden Glücksfucher im Stadtwald gegenüber; es war ein schöner, stiller Wintertag. Reif lag über den dünnen Ästen der Bäume, die Erde war mit einer dünnen Schneedecke bedeckt. . . Im Herzen des Mannes aber regten sich neue, zarte Frühlingskeime, als er die hübsche Gestalt des Mädchens musterte, als er in die nedischen Augen sah, die jetzt voll starren Schredes sich auf ihn richteten. . . „Felicitas von der Busche?“ Halb freudig, halb zaghaft kam es heraus, — wie, durfte er's wagen, seine Hand nach diesem vornehmen Mädchen auszustrecken. . .

Da aber bligte schon wieder der Schall in ihren Augen auf:

„Herr — Landgerichtsrat?“

Friedrich Kestner bejaunt sich auf seine damalige Lüge, — und doch mußte er lachen:

„Gestatten Sie, mein gnädiges Fräulein, daß ich mich wirklich in aller Form vorstelle: Friedrich Kestner ist mein Name, — verzeihen Sie den Scherz, den ich mir wohl in der Jugend erlaubte, — ich bin — hm — Tapetenhändler.“

Er hatte geglaubt, daß die Dame vor Schred umsinken mochte, aber es geschah nichts dergleichen. Auch sie verbeugte sich artig und sagte: „Mein Name ist Hedwig Richards, — Stütze, Buchhalterin, Waise, Pflegerin — kurz alles und auch nichts. . . Wir haben uns beide vor langer Zeit fast an derselben Stg.,

schwebte mit beim Lesen des Namens sofort vor Augen."

Er reichte ihr galant den Arm und schüttelte ihr, langsam promenerend durch die einsamen Gänge sein ganzes Herz aus. Daß er seit vielen Jahren in B. wohne, ein gutgehendes Geschäft betreibe, daß er zeitig Witwer geworden und für sein kleines Mädchen eine gute Mutter suche... Und auch sie erzählte ihm vieles. Wie sie immer, seit dem Tode der Eltern, fremdes Brot gegessen, sich in die Launen Fremder habe schicken müssen, wie sie ihre längst verheiratete Freundin besucht habe und sich sehne nach einem kleinen, bescheidenen Heim...

"Das kann ich Ihnen bieten, liebes Fräulein, und noch viel mehr. Die treue Liebe, den Schutz des Mannes, den freudigen Segen einer alten Mutter und ein goldenes, unentweihbares Kinderherz. Wollen Sie das alles annehmen?"

Er schaute ihr liebevoll, und doch ein wenig bang in die Augen: "Werden Sie auch mit einem einfachen — Tapetenhändler zufrieden sein?"

"Ich habe mich längst bescheiden gelernt," nickte sie demütig, — "das Leben hat meine stolzen Lustschlösser, eines nach dem andern, niedergehauen, — nun will ich den Rest des Gerechteten recht fest zusammenhalten, — und glücklich sein, wenn noch ein bißchen Winter Sonne in mein Leben scheint."

Da schloß er sie in seine Arme: Frühlingsfrühling ist in unseren Herzen, — nur wollen wir nicht lange mehr aufeinander warten — und vor allen Dingen muß ich nun den Fuß bekommen, den Du mir schon vor zwölf Jahren schuldest. Er nahm ihr Gesicht zwischen seine Hände und küßte es...

"Wenn wir zu Hause sind, bei meiner Mutter, da mußt Du mir noch die vielen Zinsen und Zinseszinsen geben, die Du mir seit zwölf Jahren gleichfalls schuldig bist und die zu einer erstaunlichen Höhe angewachsen sind..." Und Gede nickte glücklich, froh, endlich einmal auch von Herzen geben zu können...

Sie hatten es recht eilig mit der Verlobung, sogar die alte Mutter war erst etwas betroffen, dann aber, beim Anblick des glückstrahlenden Sohnes, gab sie freudig ihren Segen...

Mit dem Kind an der Hand besuchten sie Frau Sonja, das gab ein frohes Lachen, ein Wiedererkennen, gegenseitige scherzhafte Vorwürfe.

Ja, damals in der Jugend hing der Himmel noch voller Geigen, da wollte man mehr scheinen, als man in Wirklichkeit war... Da träumte man von Königsöhnen und Rittern, hielt sich selbst für eine Edelbame, — für ein verwünschtes Königskind, — dann aber kommt die Brandung des Lebens an die hochstehenden Felsen und Klippen und schwemmt so manche Spitzen, Kronen und Eiden hinweg...

Mußte nicht alles doch so kommen?" fragte die abergläubische Gede. "Damals in der Jugend, mit unserm unfertigen Wesen, waren wir eben für ein ganzes Glück noch nicht reif; — der schäumende Most hat sich geklärt und der klare, edle Wein ist geblieben..."

"Niemand kann seinem Schicksal entgehen," philosophierte Frau Elvira, "ihr wart eben für einander geschaffen, das Leben hat Euch wieder zusammengeführt. Ja, die Ehe wird doch im Himmel geschlossen, wie sie zusammenkommt, ist Sache der Menschen," sagte Restner glücklich. Dann saßen sie und schauten Hand in Hand in den frühen Winterabend hinein, — am Himmel ihres Lebens stand die Sonne, die schöne, herrliche Tage verhieß...

Du spiegelst purpurstrahlend deine Zinnen
Im stillen Strom. — Durch enge Tore lauern
Verstummte Gassen, morsche Giebelmauern,
In deren Winkeln graue Sagen spinnen.

Am Ufer dumpf die Aufertetten rattern.
Ein Schifferruf aus heimgelenktem Rahne —
Im Wimpellichte um die Segelfahne
Flugmüde Silbermöven taumelnd flattern.

Und Nebelschleimen hüschchen auf und nieder
Die heimlich sich um glühende Feste breiten.
Durch ihre goldgesäumten Schleier gleiten
Vom Turm des Glockenspieles Abendlieder.

Und leuchtend hinter dunkeln Pappelbäumen
Hebt sich der Mond aus seinem Sternenhafen —
Nun magst du, alte Stadt, in Schönheit schlafen
Und von verblichnen Wundern selig träumen!

Heinz Morgenbrodt.

Der Tod im Felde.

Ein österreichischer
Brief von Ferdin.
nand Gruner.

(Nachdr. verb.)

Liebe Tochter!

Lies diesen Brief am Morgen, wenn Du mit voller Kraft an die Dinge herantrittst, die Deiner im Hause harren. Lies ihn, nachdem Du die Kinder in den Garten geschickt hast, damit sie die jungen Glieder in der Sonne baden. Küsse sie, tue es auch in meinem Namen.

Dann sieh zu dem Kaiserbilde auf, das in Eurem Wohnzimmer neben dem Kreuze hängt. Denk daran, wieviel an Schmerzen der Gottessohn erduldet, als er auf der Erde wandelte, und wieviel Leiden die gekrönte Stirne unseres

alten guten Kaisers umwittern.

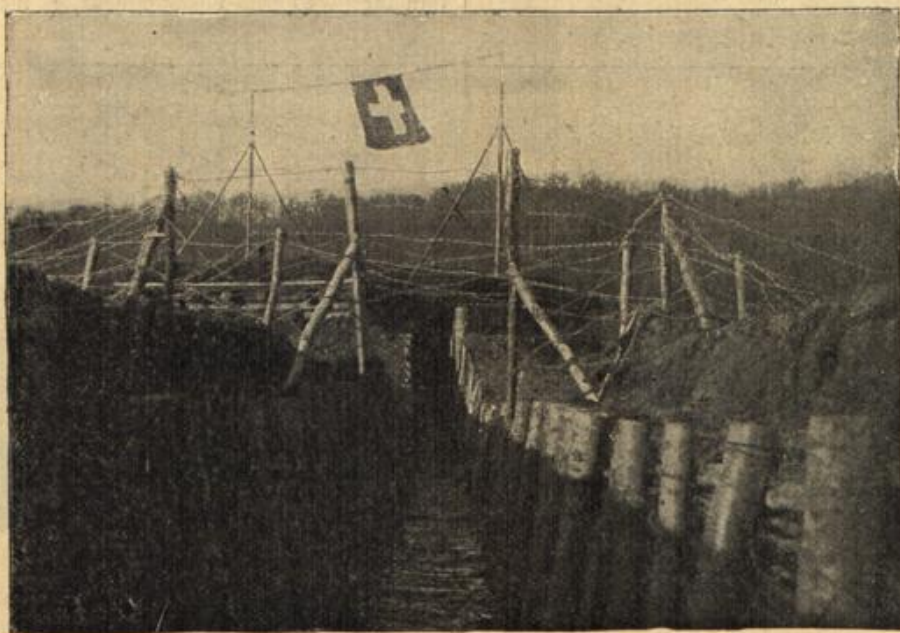
Dann wirst Du stark genug sein, auch von Dingen zu hören, die an unser tiefstes Inneres greifen. Dann werden Dich die Geschehnisse gefaßt finden, von denen ich mit Dir sprechen will, weil wir unser beider Leben damit untrennbar verknüpft haben.

Wir wollen miteinander von der schweren Zeit sprechen, die wir und mit uns Millionen Menschen durchleben. Darüber, was uns an sie bindet und von ihnen scheidet.

Der Krieg scheidet und bindet die Menschen. Es gibt nichts auf dieser sonnbeglückten Erde, was ihm gleich käme. Denn er entscheidet über das Glück oder Unglück ganzer Völker und Zeiten. Die Opfer sind unerhört und unmeßbar an anderem, wie auch die Wirkungen des Sieges Generationen empfinden. Die Tore zum Glück, zum blühenden Wohlstand, zu Freiheit und Kultur schließt der Krieg auf. Aber sein Schritt ist ehern und das Blut frischängiger Geschlechter trinkt er aus.

Nur eines sollte ihn begründen: Der Wille zum Recht und die Abwehr des Unrechtes, das die ewigen Gesetze der Menschheit höhnt.

In einem solchen Kriege stehen wir nun. Wir wollen kein fremdes unterjochen und keinem Land die Freiheit nehmen. Aber unschuldig vergossenes Fürstenblut schreit nach Rache. Die Ketten mußten gesprengt werden, mit denen wir heimtückisch umstrickt wurden. In Strömen von Blut sollte unser ehrwürdiges Reich untergehen und damit jene große und vielfältige Kultur, die vor allem unser Volk in nie ermüdeten Arbeit in langen Jahrhunderten geschaffen hat. Die Feinde wollten unsere Vergangenheit auslöschen und unsere Gegenwart.



An der Schweizer Grenze.

Zugang zu den Grenz-Unterständen mit bombensicherer Bedachung und Stacheldrahtverhauen.

Die Maschinen stehen still. Die gewaltige Sinfonie der Arbeit ist verklungen.

Frauen lenken die Gespanne mit dem Erntesegen heimwärts und stehen in den Läden, wo sonst Gatte und Vater standen. In den Spitälern sind Frauen und Mädchen geschäftig tätig. Das Rote Kreuz ist die Fahne, zu der sie schwören, wie die Männer zu der Fahne Schwarz-gelb, zu den kaiserlichen Farben.

Das bindet uns an diese Zeit. So steht jeder, der wachen Sinnes ist, in diesem Kriege.

Noch stehen die Feinde mit ihren mächtigen Heeren fern von den Grenzen unseres Heimatlandes. Aber sie strecken die gierigen, blutbefleckten Hände doch nach ihm aus. Sie wollen die still gewordenen Städte vernichten und die Dörfer, die nun einsam liegen.

Verhaltenen Atems liegt die Welt. Geheimnisvoll ist jeder Tag, der im Osten anbricht. Gesehnisse in bunter Fülle kann jeder bringen. Jeder erfüllt Schicksale. Schicksale, die Liebe umbangt und Liebe betrauert.

Stille wie in den Straßen ist es auch in den Herzen geworden.

Aber Duellen haben wieder zu rauschen begonnen, die wir lange nicht mehr gehört. Aus verborgenen Tiefen brechen sie hervor: rein und reich. Es ist ein köstlicher Überfluß. Die Menschen haben sich besonnen auf das, was sie eint, und erkannt, daß es so unendlich vieles gibt, was sie zusammenschmiedet.

Gefühle sind wach geworden, die verdorrt schienen in einer Zeit, die tändelnd und dabei unfroh dem Tage und nur diesem lebte.

Der Begeisterung heilige Flamme loht und ein wunderbares Vertrauen in den Schutz des unermesslichen Gottes ist wach geworden mit ihr.

Es weht eine reinere Luft. Es ist, als ob unser Geschlecht wieder jung geworden wäre. Es gibt keine Alten, die eigensinnig und eigenwillig nur an sich selbst denken. Der gleiche stürmende Drang beseelt jugendlich alle. Ein Volk und ein Gedanke!

Liebe Tochter! Überlies diesen Satz noch einmal. Präg ihn ewig in Dein Gedächtnis ein! Weil wir eins sind im Fühlen und Denken, ist aller Schmerz gemeinsam wie alle Freude. Das macht diese ernste Zeit zu einer großen. Das ist wahrhaftig Eisen für Gold. Es ist beseligend, daß jeder Schmerz millionenfach Widerhall findet. Gibt es denn überhaupt noch Leid und Betrübniß in dieser großen Gemeinde?

Ich sage Dir, mein Kind, es gibt keine. Der Tod hat keinen Stachel mehr. Der tiefste Sinn dieses herrlichen Wortes, das aus den geheimnisvollen unserer Seele geschöpft ist, hat sich mir nun ganz erschlossen.

Wohl rinnen die Tränen, aber die sind voll herber Süße. Liebe Tochter! Wenn der Tod keinen Stachel mehr hat, dann ist das Leben kein Vorrecht, kein Besitz, um dessen Verlust wir trauernd klagen. Es ist da wie Blüte und Frucht. Die Blüten müssen vergehen, damit die Ernte reif wird.

Du hattest meinen Sohn, der Dein Gatte ist, elliche Kornblumen auf den Hut gesteckt, neben einem kleinen Busch Ähren, als er von uns ging. Das hat mich gerührt. Anton lächelte fröhlich, als er hinausschritt und sich noch einmal an der Straßenecke umwandte. Ich sehe sein gebräuntes, ruhiges Gesicht vor mir. Sein Bild war voll Vertrauen in das Kommende. Er ging, um ersten zu helfen.

Liebe Tochter! Als der Junge in der Wiege lag, da sorgten Mutter und ich mich, ob er auch würde zur rechten Zeit aufrecht gehen lernen. Es war eine törichte Sorge, aber es haben sie wohl alle Eltern. Er lernte gehen. Als er in die Schule eintrat, sorgten wir uns, ob er das Wissen würde erfassen können, welches das Leben heischt. Er wurde ein braver Schüler, mit dem die Lehrer zufrieden waren. Als er hinaustrat in das wirkende Leben sorgte

ein Mann, aber das ein weises Kind. Er hatte ein helles Auge, eine offene Hand und ein empfindliches Herz. Ein Gatte der Eigenschaften meiner lieben seligen Frau. Als er auf eigenen Füßen stand, sorgte ich mich, ob er auch ein Mädchen finden würde, das seiner Liebe würdig wäre und die Gewalt, die sie über sein heißes Herz gewinnen würde, zu seinem Vorteil nützen würde. Er fand Dich. Ich sage Dir, liebe Tochter, Dank, daß Du meinem Sohn eine Frau wurdest, wie ich es hoffte. Du hast das Gute in ihm zur Reife gebracht und die kleinen Härten, die ihm anhafteten, gemildert.

So sind mir alle Hoffnungen in Erfüllung gegangen und, ich hoffe, auch Dir. Du hast mir ja gesagt, daß Ihr glücklich gewesen seid.

Als Anton in den Krieg zog, hatte ich einen Wunsch und nur den einen, daß er seine Pflicht restlos erfüllen würde, wie das Gesetz, das tief eingeschrieben in unserem Herzen ist, es befiehlt.

Liebe Tochter! Er hat seine Pflicht bis zum Äußersten erfüllt. Nun rufe Deine Kinder herbei! Sammle sie um Dich und küsse sie. Weine! Die Tränen werden Dein Herz freimachen für den einen großen und feierlichen Gedanken, daß unser Anton aus-
ersehen war zu dem größten und heiligsten Opfer, das wir bringen können. Er hat es mit Freuden gebracht. Es war Erntezeit, und er ging hin, um selber geerntet zu werden.

Wenn Du nun Tränen in den Augen der anderen siehst, dann denke daran, daß sie auch ihm gelten. Denn die herrliche und heilige Sache des Vaterlandes war die seine. Für alle und für uns starb er: Für den Kaiser und das Reich, wie für unsere kleine Stadt, für unser kleines, glückliches Haus. Er starb, damit der linke Hauch weiter um die herbstlichen Blumen sähle, damit die Saaten auch ferner ihre Reime treiben können.

Wenn einst die Kunde des Sieges durch die Straßen eilt, wenn die Fahnen im Winde sich wiegen und die Augen der Menschen voll Glanz und Freude sind, dann ist's der Dank auch für ihn, für meinen tapferen Jungen, der Dein Gatte war.

Das sag' Deinen Kindern und mache ihren Glauben zu dem Deinen. Wenn Du Zeit findest, dann komme zu mir herüber. Wir wollen den

Spuren des geliebten Toten nachgehen und von ihm sprechen, der unser Stolz war und unser Held bleibt.

Es grüßt Dich von Herzen
der Vater Deines Gatten.



Schweizer Verteidigungswerke.

Bertiger Kehlgraben mit einmündendem Verbindungsang in einen Stützpunkt.

Insekten als Kämpfer.

Von Dr. Bernard.

(Nachdruck verboten.)

Der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird. Er möchte sich wehren gegen den zermalmenden Fuß, kann es aber nicht, denn er hat nichts, womit er es tun sollte. Nicht weit davon, im nämlichen Garten vielleicht, paden Knabenhände nach der umhersurrenden Wespe. Im nächsten Augenblick löst sich ihr Griff, denn das Insekt hat sich diesmal gewehrt; es hat gestochen, und zwar so gründlich und mit so unangenehmen Folgeerscheinungen für den Angreifer, daß dem vorläufig die Lust vergangen sein wird, mit dem stachelbewehrten Kerbtier wieder anzubinden.

Das fleuchende und treuchende Kleinzeug ist nämlich durchaus nicht immer und überall gezwungen, sich im Kampfe ums Dasein ohne weiteres dem Sieger zur Beute zu geben. Im Gegenteil: Unter seinen Arten zählt es eine ganze Reihe von solchen, die mit recht wirksamen und teilweise ganz originellen Waffen zum Schutz und zum Trug ausgerüstet sind. Mit ihnen wehren sie, wenn's

Nun noch einiges über die „Kriegsschiffe“ selbst. Sie waren natürlich ganz aus Holz, denn es fehlte ihnen sogar der schon damals allgemein übliche Kupferbeschlag. Die Folge davon war naturgemäß, daß sie sich schnell bewuchsen und dazu so stark, daß

(Nachdruck verboten.)

Wilde Stürme flogen um mich her,
Und über die Saiten glitt meine Hand
In irrer Hast.

Dann war es still, so märchenstill.
Ganz heimlich meine Laute klang:
Ob ich ihn liebe?

Ella Schmidt.



San Marino, die Hauptstadt der Republik gleichen Namens.

Das kleinste Land der Welt soll auf Wunsch Italiens Oesterreich den Krieg erklären.

Bon A. Messinmer.

(Nachdruck verboten.)

Eine zum mindesten recht eigenartige Kriegsflotte besaß Rußland unter Katharina II. am Ende des achtzehnten Jahrhunderts — Potemkinschen Indentens. Das Leben darauf muß jedenfalls sehr gemüthlich gewesen sein, denn es ging da alles recht pompös zu, worauf man viel mehr, als auf die Kriegstüchtigkeit Wert gelegt zu haben scheint. Sehr wirkungsvoll nur „kriegerisch“ nahmen sich schon die Herren Schiffskommandanten aus. Es waren dies lauter feiste, rotbadige Gesellen in längst überschrittenem knonischen Alter, die ein stattliches Ränzlein vor sich hertrugen und deren Gesichtsmittelpunkt blankgeputztem Kupfer den Rang freitig machen zu wollen schien. Daß diese Herren samt und sonders kaiserliche oder Potemkinsche Günstlinge oder solche waren, die auf dem Wege des rollenden Rubels diese Stellen erlangt hatten, nur nebenbeigelegt. Und mit welcher imponierenden Grandezza schritt ein solcher kaiserlich russischer Kapitän daher! Eine einheitliche, bestimmt vorgeschriebene Uniform gab es nicht, jeder kleidete sich, wie es ihm gefiel, oder, wie man sich damals „standesgemäß“ ausdrückte; „nach adeligem Belieben“. So konnte man Kapitäne sehen in weißen Röcken und blauen Westen oder in schwarzen Röcken und allerhandfarbigen seidenen Anzügen, bei denen die Purpurfarbe den Vorzug zu besitzen schien. Aber dem respektablen Bauche baumelte stets eine kurze, aber schwere goldene Uhrkette mit einem Gehänge von Festschäften und „Souvenirs“. Dazu wurden Schnallenschuhe mit riesigen silbernen Schnallen getragen oder aber Stiefel aus feinem Riecen

Das Eisene Kreuz, der schönste Ehrenpreis, den der Krieg unseren Helden spendet, wird heute nicht mehr in derselben Weise hergestellt wie sein Vorgänger in den Jahren 1813 und 1870. Die Fortschritte der modernen Technik haben auch die Erzeugung dieser Kriegsauszeichnung umgestaltet, und ganz besonders kommt dabei jetzt die Elektrizität reichlich zur Verwendung. Die Kreuze werden nicht etwa gegossen, sondern mit Hilfe kräftiger Stanz- und Prägemaschinen aus Eisenblech verfertigt. Nach dieser Rohbearbeitung werden sie einer Prüfung unterzogen und kommen sodann in die Silberschmiede, wo die Völarbeit vollzogen wird und wo sie mit dem schmalen Silberrande versehen werden. Schließlich geben Frauenhände dem silbernen Kreuzrande mit elektrisch betriebenen Schleif- und Polierapparaten den letzten Schliff.

Spruch.

Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken.
Schiller.

Sprüche.

Was unerreichbar ist, das rührt uns nicht,
Doch was erreichbar, sei uns goldne Pflicht!

*

Das nächste Ziel mit Lust und Freud' und aller Kraft zu verfolgen, ist der einzige Weg, das fernste zu erreichen.

Die Vergnügungen eines Zaren. Peter der Große von Rußland stellte im Jahre 1715 über die Geburt eines längst ersehnten Prinzen eine großartige Festfeierlichkeit an. Zur Verherrlichung des Tages verheiratete er seinen Leib- und Hofnarr Satof, dem er wohl wollte, obwohl er bereits 84 Jahre zählte, mit einer zweiundzwanzigjährigen jungen Witwe. Eine Maskerade zu Schlitten, die aus 400 kostümierten Personen bestand, geleitete das Ehepaar zur Kirche. Der Zar und seine Umgebung machten den Zug als friesländische Bauern mit. Der Kaiser selbst hatte das Ganze arrangiert. Die vier ärgsten Stotterer, die weit und breit gefunden werden konnten, mußten die Hochzeitsbitter machen, die vier dicksten und ungehalttesten Personen, die man aufzufinden vermochte, und die infolge ihrer Schwerfälligkeit selbst geführt werden mußten, wurden zu Läufern verwendet, zur Bedienung bei Tafel wurden blinde und lahme alte Männer erwählt, die sich gegenseitig anrannten und durch Verschüttung der Speisen viel Anstoß bereiteten. Während des Hochzeitszuges wurden alle Glocken, während des Mahles die Trommeln gerührt, und Tausende von Bestien zum Schreien und Brüllen gereizt. Der Lärm war so arg, daß niemand seinen Nachbar verstehen konnte. Der Kaiser aber, der bei guter Laune war, hatte seine Hand in größter Freigebigkeit geöffnet, also daß in Petersburg sein Mensch müßtern war.

Die Centesimi-Granone. In der „Chemnitzer Volksstimme“ finden wir folgenden hübschen Scherz: Wie wir aus sicherer Quelle erfahren, ist von der Firma Krupp ein neues, ganz eigenartiges Geschöß gegen die italienische Armee konstruiert worden. Außerlich gleicht es durchaus den bisher gebräuchlichen Schrapnellgranaten. Aber bei der Explosion der äußeren Hülle streut es anstatt der bekannten runden Bleifugeln — Kupfermünzen zu 5 und 10 Centesimi aus. Wer jemals in Venedig oder Neapel sich das Vergnügen gemacht hat, vom Hotelfenster aus ein paar Kupferstücke auf die Straße zu werfen, wird die schauerliche Wirkung dieser Geschosse voll ermessen können. Der beschossene Truppenteil liegt im Nu auf der Erde, eine wüste Schlägerei bricht aus. Dolchmesser blitzen und binnen weniger Minuten hat sich die italienische Armee selbst zersplittert. Etwaige Reste werden gefangen genommen, für den Erfolg bürgt der Erfinder.

Ein Kampf mit Adler. Eine seltsame Adlerjagd hat sich in der Umgebung von Feldkirch zugetragen. Dort arbeitete eine Bäuerin auf dem Felde, als plötzlich unweit von ihr zwei große Vögel niederstürzten, die sich ansehend, bekämpften und

verwundet hatten. Einer der beiden Raubvögel, von denen jeder eine Flugweite von über zwei Meter besaß, flog dann eilends davon, der andere blieb betäubt liegen. Die Bäuerin, eine mutige Frau, drang nun auf den Raubvogel ein, schlug mit einer ihrer grobgenagelten Schuhe tüchtig auf ihn los und schließlich machte sie ihm den Garauß. Im Todeskampf noch verlegte der Adler die Bäuerin mit den Fängen und durch Schläge mit den mächtigen Fittichen.

Ein deutscher Student als Arzt in Sibirien. Die Mutter eines in Kurgan (Westibirien) internierten Studenten der Medizin berichtet dem Ausschuß für deutsche Kriegsgefangene in Frankfurt a. M., daß ihr Sohn, obwohl er als aktiver Soldat

einmal verurteilt! — Er läßt sich von einem Soldaten einen Vössel reichen und versucht den Inhalt des Kessels. „Pui, Teufel, das schmeckt ja wie Spülwasser!“ — „Das ist es auch, Herr General!“

Das Wachttotal eines Gefangenenlagers ist läuferverdächtig. Es will sich deshalb keiner der Wachmannschaften auf die Strohsäcke legen. Als die Mitternachtsstunde vorüber und der Schlaf sich immer mehr bemerkbar macht, holt ein Landwehrmann als erster seine Decke mit dem Ausspruch: „I hau mi hin; war trauri, wenn ma net no a paar Läu' dafuttern könnt'.“

Wissen Sie es schon? In London ist das Rasieren drei Pence teurer geworden, weil die Gesichter so viel länger geworden sind.

Verständlich. „Warum zieht denn Ihr Hund den Schwanz so ein?“ — „Wissen Sie, der schämt sich halt, weil er englischer Abstammung ist.“

Sie kennt ihn. Professorsgattin (zu ihrem als Landsturmann ausziehenden Gatten): „Daß du mir nirgends das Gewehr stehen läßt!“

Die sauer gewordenen Schulden. Ein Studio ist einem Wirte acht Maß Bier schuldig. Dieser mahnt ihn sanft: „Es stehen noch acht Maß Bier, wie lange sollen sie stehen?“ — „Wie lange stehen sie denn schon?“ fragte Studio küffel. — „Schon zwei Jahre,“ war die Antwort. — „O, dann schüttet sie nur weg, die sind längst sauer geworden.“

Försterstolz. „Schau',schau' — ma' sollt's net glaub'n, damisch viel hat er mitg'macht, der Sanitäter; aber Rednergabe, meine Herren, hat er kane — er is halt la Jäger!“

Begreiflich. Maler: „Zum Donnerwetter! Wo mag ich denn nur die Leinwand mit meinem neuesten Bild hingesteckt haben?“ — Bäuerin: „So? A' Bild war das? Und ich hab' die Leinwand unter die schmutzige Wäsche 'tan!“

Summarisch. Gefängnisaufseher: „Was wollen Sie mit den Blumen?“ — Bummeler: „Dem Herrn Direktor zu seinem heutigen fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläum gratulieren . . . und dann habe ich auch gleichzeitig eine dreitägige Haftstrafe zu verbüßen.“

Rätsel.

Am Paar der Ersten freut nach wadern Taten

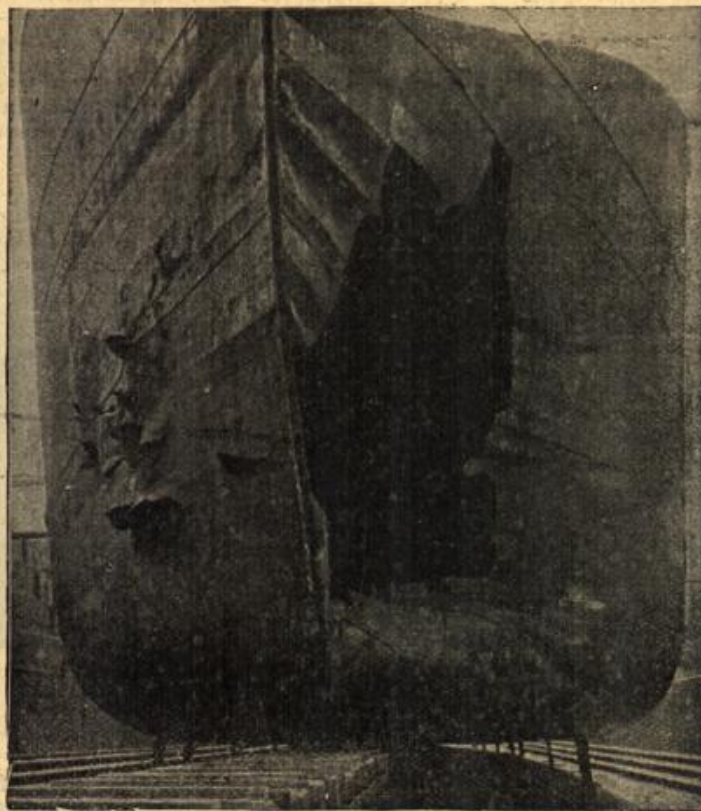
Wohl jeder sich, sie winkten ihm zur Raft;
Das Paar der andern hat gar oft verraten
Den Lügner als ein ungeb'ner Gast.
Das Ganze ist die aller schönste Schleppe,
Dran Gold und Purpur streiten um den Sieg;

Man sieht sie bedcken noch die hohe Treppe,
Nachdem die Königin herniederstieg!

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:

Liebfrauenmilch.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Gez. vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur
Z. Kellen, Bredeneu (Nabr). Gedruckt u. heraus-
gegeben von K. Kellen & Koenen, Ell n (Nabr).



Arbeit unserer Unterseeboote.

Die Wirkung eines von einem deutschen U-Boote abgeschossenen Torpedos.
Ein beschädigter englischer Dampfer.

gefangengenommen wurde, infolge des dort herrschenden Ärztemangels seinen Beruf ausüben darf. Er ist sehr beschäftigt, hat Offiziersverpflegung, sein eigenes, elektrisch beleuchtetes, gut geheiztes Zimmer und völlige Bewegungsfreiheit. Seine Briefe erreichen die Angehörigen in vier bis sechs Wochen, doch hat er noch keine Post von zu Hause erhalten. Die erste Nachricht von ihm traf drei Monate nach seiner Gefangennahme ein.

Sereingefallen. Die Soldaten sind gerade dabei, das Essen vorzubereiten. Die Küchenordnungen laufen geschäftig hin und her, als plötzlich der kommandierende General auftaucht. Er hält einen Soldaten, der mit einem großen Topf vorbeieilen will, an und sagt: „Halt, mein Sohn, laß mich mal versuchen, was du hast!“ — „Verzeihen, Excellenz . . .“ — „Was soll denn das heißen? Ich will das Zeug selbst